

Hans-Josef Vogel
Bürgermeister

„Über die Wirklichkeit der Integration“ Ansprache am 23. April 2006 im Kaiserhaus in Arnsberg-Neheim

I.

Drei Dinge wollen wir heute Abend gemeinsam tun:

Erstens.

Wir wollen die Foto-Ausstellung „Geteilte Erinnerungen“ eröffnen. Es ist eine Ausstellung des Migrationsmuseums Köln über die Geschichte der Zuwanderung der letzten 50 Jahre, insbesondere über die Anfänge dieser Geschichte oder besser dieser Geschichten.

Erinnerungen gewinnen immer dann an Bedeutung, wenn sie mit anderen geteilt werden. Erst das Teilen der Erinnerung schafft die Gewissheit, dass es sie auch gegeben hat.

Zweitens.

Wir wollen das Projekt „Interkultur“ starten. Dazu begrüße ich Frau Ursula Harting von der Staatskanzlei NRW und erwähne zugleich die freundliche finanzielle Unterstützung des heutigen Abends durch das Land. Arnsberg ist eine von sechs Städten, die für das Landesprojekt ausgewählt worden sind.

Nun wir können über Begriffe streiten: Wir wollen mit dem Projekt hier in Arnsberg die interkulturelle Kompetenz in unserer Stadt stärken, d.h. die Fähigkeit weiter verbessern, jemand anderer Herkunft zu erkennen und seine Worte und Taten besser zu verstehen. Dies aber bedeutet keineswegs, dass man in allem gleicher Meinung sein muss. Es geht ganz einfach darum soviel vom Nachbarn zu wissen, dass man sich gut unterhalten und gegenseitig weiterbringen kann.

Drittens.

Wir wollen Feridun Zaimoglu zuhören, wie er aus seinem neuen Roman „Leyla“ vorliest. Herzlich Willkommen in Arnsberg.

Feridun Zaimoglu ist einer der interessantesten deutschen Erzähler. In seinem viel beachteten neuen Roman erzählt er die Geschichte einer Familie in der anatolischen Provinz in den fünfziger und sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts: die Geschichte von „Leyla“, die als jüngstes von fünf Geschwistern aufwächst unter der Herrschaft eines Schreckensvaters, die dazu erzogen wird, „nichts zu sehen, nichts zu hören, den Kopf abzuwenden und nichts zu wissen“. Und die sich das Wissen erkämpft und die Macht des Erzählens und irgendwann, am Ende des Buches, mit ihrem fünf Monate alten Sohn den Weg in „das Land der blassen Menschen, der Elektronik, der Arbeit und der Regeln findet“ - nach Deutschland.

Volker Wiedermann hat „Leyla“ in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 12. Februar 2006 besprochen. Feridun Zaimoglu schreibe und spreche – so Wiedermann – ein so genaues und schönes Deutsch wie wenige andere deutsche Schriftsteller. Ich zitiere wörtlich:

„'Leyla' endet mit der Ankunft des noch namenlosen Sohnes in Deutschland. Er wird sich umsehen. Und vieles spricht dafür, daß er vielleicht ein Schriftsteller wird. Wie sein Erfinder, der einer der besten ist, die wir haben. Der in gerade mal elf Jahren sieben Bücher geschrieben hat. Der zunächst mit seiner „Kanaksprak“ das Reden der Emigranten als poetische Kampfsprache wiedergab beziehungsweise neu erfand und irgendwann zu seiner eigenen Sprache fand. Und in diesem schönen, singenden Zaimoglu-Ton der schönsten Aufgabe der Literatur folgt: in einem altmodischen Sinne engagiert, mit ganzem Herzen aus einer anderen Welt zu erzählen. Einen deutschen Bildungsroman aus einer Welt, von der wir fast nichts wußten. Und das in einer Zeit, in der scheinbar überall auf der Welt statt Wissen Aufregung, statt Fragen feste Meinungen, statt Einsicht Empörung regierten.“

Zwischenruf : Ein treffender Kommentar auch zur Tagespolitik, zur Sendung von Sabine Christiansen am gestrigen Sonntagabend. Zurück zu Wiedermann:

„Der kleine Sohn von Leyla ist gerade erst in Deutschland angekommen. Er wird wachsen und beobachten und schreiben. Und dann wird aufgeräumt mit Klischees und Angst und Meinungsterror. Dann wird erzählt! Auch über dieses Land.“

Für uns alle wird Herr Dr. Richter nach der Lesung mit Feridun Zaimoglu ein Gespräch führen.

II.

Diese drei Dinge, die wir heute Abend gemeinsam erleben und gestalten, über die wir sprechen und diskutieren wollen, bilden geradezu ein Gegenbild zu den undifferenzierten politischen Kommentaren und Überschriften der letzten Wochen zum Thema „Integration“.

Bei der Vorbereitung dieses Abend ist mir eines deutlich geworden: Die Wirklichkeit der Integration ist weiter als die Politik, wie sie zum Vorschein kam bei Rütli-Schule und Familie Sürücü, die ja Familie des Täters und Familie des Opfers ist. Die Wirklichkeit der Integration ist weiter als die Politik und die Bahrings, die ex cathedra das Scheitern der Integration in unserem Land verkünden.

Beim Thema „Integration“ wird hier die Ausnahme zur Normalität gemacht. Weil es spannender und einfacher für Politiker der nationalen Ebene ist, Ausnahmen zu behandeln statt Normalität zu bearbeiten und zu helfen, die Qualität des Normalen zu heben. Die Qualität des Lebens in unseren Städten.

Und deshalb darf ich heute Abend bei meiner Begrüßung über die Normalität sprechen:

Über die Leistungen der Zuwanderer in unseren heimischen Industrieunternehmen, in unseren Handwerksbetrieben und unserer Gastronomie. Über die Arbeit der Zuwanderer in den Betriebsräten, in den Kulturvereinen unserer Stadt, über die Leistungen in unseren Fußball- und Sportvereinen. Über die Leistungen der jungen Leute, die in unserer Stadt Abitur gemacht haben und deren Eltern aus der Türkei, aus Portugal, aus Italien, aus Kasachstan stammen. Über die Leistungen der jungen Leute, die erfolgreich eine Lehre und ein Studium absolviert haben, die Richter, Ingenieure und Facharbeiter sind.

Ich möchte sprechen über die Bereitschaft der Zuwanderer in unserer Stadt und in unserem Land, sich mehr bürgerschaftlich zu engagieren, mehr ehrenamtlich tätig zu sein, sich mehr einzubringen, mehr am Leben unserer Vereine teilzunehmen als dies heute der Fall ist. Wir wissen dies sehr genau aus Bürgerumfragen, auch aus Befragungen in unserer Stadt. Wie kann man politisch über Integration und deren Scheitern reden, wenn es uns nicht gelingt, der Bereitschaft der Zuwanderer zum bürgerschaftlichen Engagement zu entsprechen? Übrigens: Ein Phänomen in ganz Deutschland. Die Wirklichkeit ist weiter als die Politik

Zur Normalität zählt auch, dass zu viele junge Leute, deren Eltern aus anderen Ländern kommen, bei uns die Schule ohne Abschluss verlassen, dass sie unverhältnismäßig Förderschulen- und Hauptschulen besuchen. Zur Normalität zählt auch, dass der Anteil der „ausländischen“ Jugendlichen an der Jugendgerichtshilfequote zu groß ist.

Hier müssen wir uns alle an die eigene Nase packen, die Eltern der Zuwanderer, die Vereine und Gemeinschaften der Zuwanderer, aber auch die deutsche Gesellschaft, die Verantwortlichen des deutschen Bildungswesens wo auch immer. Hier gilt es mehr zu leisten. Auch hier hinkt die Politik der Wirklichkeit hinterher.

Aber auch hier wird – wenn Sie so wollen – auf beiden Seiten erfolgreich gearbeitet. Ich erinnere an die Programme vor Ort in unseren Städten: die Deutsch-Kurse in den Kindergärten, die besonderen Anstrengungen in unseren Schulen, die Zahl der Abgänger ohne Abschluss und damit ohne Anschluss zu verringern.

III.

Kehren wir an den Anfang der Zuwanderung zurück, der heute abend im Mittelpunkt steht. Ich möchte zitieren aus einem Bericht von Ilse Dapper für das damalige Neheim-Hüsten mit dem Titel: „Gastarbeiter in unserer Stadt“. Frau Dapper, ehemalige Leiterin der Stadtbücherei in Neheim-Hüsten, schreibt in den 90er Jahren rückblickend auf den Beginn der Zuwanderung in unserer Stadt:

„1961 kamen die ersten Gastarbeiter in den Raum Arnsberg; vorwiegend waren es Italiener. In den Industriebetrieben deckten sie den Mangel an deutschen Arbeitskräften. Es fiel ihnen am Anfang schwer, sich in Deutschland zurechtzufinden. Meist kamen sie aus kleinen, ärmlichen Dörfern Siziliens, gebunden in einer Großfamilie, und sie waren hier in einer technisierten, zum Teil unpersönlichen Umwelt zum ersten Mal allein auf sich gestellt. Der deutschen Sprache unkundig, mussten sie sich durch das Gestrüpp vieler unbekannter Verordnungen und Formalitäten hindurchfinden.

Sie fanden große Hilfe durch die Studienrätin Frau Dr. Wenke, die nach mehrjährigem Aufenthalt in Italien mit ihnen in ihrer Muttersprache reden konnte und die Verhältnisse in ihrer Heimat kannte. Sie übersetzte ihre Urkunden. Sie sorgte für Unterkunft und Möbel. Sie half ihnen bei Verhandlungen mit dem Arbeitgeber, kurzum: Sie wurde „Mädchen für alles“. Bei den einheimischen und ausländischen Mitbürgern galt es, viele Vorurteile abzubauen.

Wenig später kamen auch Frauen und Kinder aus der Heimat nach. Das brachte neue Probleme. Die Kleinkinder mussten während der Arbeitszeit der Eltern versorgt werden. Es fehlte an allem, denn die Armut war groß.

Frau Dr. Wenke machte sich zu ihrer Sprecherin und beantragte eine Tagesstätte für Kinder und einen Raum, wo sich die Gastarbeiter nach Feierabend treffen konnten, denn ihre Schlafstätten waren eng und ungemütlich.

„1965 waren in Neheim-Hüsten bereits 890 Ausländer, davon 330 Italiener, 135 Griechen, 197 Spanier, 40 Portugiesen und 8 Türken!“

Zwischenbemerkung zur heutigen Situation: Heute leben in unserer Stadt rd. 5.640 Menschen aus über 120 Herkunftsländern. Darunter 859 Türken, knapp 800 aus Serbien und Montenegro, 753 Portugiesen und 744 Italiener.

Weiter im Bericht von Frau Dapper: „Die kleinen Südländer mussten eingeschult werden. In der Friedensschule fanden sie eine vorläufige Unterkunft. Mit Hilfe des italienischen Konsulats konnte man dort eine erste Vorbereitungsklasse einrichten und auch einige Kleinkinder notdürftig unterbringen. Die Ausländer schlenderten an den Wochenenden, wenn die deutschen Mitbürger im eigenen Heim saßen, ziellos wie verloren durch die Straßen der Stadt. So war es ein Geschenk für sie, als die Stadt Neheim-Hüsten ihnen 1965 eine bescheidene Begegnungsstätte im Keller der Villa Bremer einrichtete.“

„Man beschloss, einen internationalen Arbeitskreis zu gründen, um den Gastarbeitern in ihrer jeweiligen Konfliktsituation zu helfen. Es beteiligten sich interessierte Bürger, Vertreter der Ausländer, der Industrie, der Kommunen, der Schulen und der Kirchen. Mit dem „Dies Internationalis“, dem Fest der Nationen, trat der internationale Arbeitskreis 1969 zum ersten Mal an die Öffentlichkeit. Mittlerweile ist diese Veranstaltung zu einer allseits beliebten Tradition geworden.“

So bahnt sich langsam ein beiderseitiges Verständnis an. Italiener, Spanier und Türken eröffneten in Neheim-Hüsten Geschäfte, Eisdielen und Pizzerien. Und mittlerweile sind auch Deutsche dort gute Kunden geworden.

Aber viele ausländische Kinder haben es noch schwer in der Schule. Die Eltern können ihnen nicht helfen. Darum begann Frau Dr. Wenke 1971, unterstützt von der Stadt, von Kollegen und Schülerinnen des St. Ursula-Gymnasiums, eine regelmäßige Hausaufgabenhilfe einzurichten. Heute haben wir diese Einrichtung in fast allen Stadtteilen. Lehrer und Schüler helfen dort täglich gegen geringes Entgelt oder unentgeltlich ausländischen Schulkindern der verschiedenen Nationen bei den Hausaufgaben.

Man nahm ebenso Verbindung mit den Eltern auf, die nach den Erfahrungen und Gewohnheiten im eigenen Land oft nur schwer von Sinn und Nutzen der deutschen Schulpflicht zu überzeugen waren. Warum sollten ihre Kinder so viele Jahre zur Schule gehen, wo sie selbst doch schon nach drei Jahren Unterricht Geld verdienen konnten!“

„Gute Zusammenarbeit mit der Stadt, der VHS, dem Konsulat, den Kirchen und Vereinen erschließen mancherlei Möglichkeiten. Daneben finden Sitzungen und Tagungen im Hause statt, teils weil sie die Arbeit des Hauses und Internationalen Arbeitskreises betreffen, teils weil diese Bürgerinitiative Modell für viele wurde. Interessenten aus anderen Städten, sogar aus England und Frankreich bewunderten das Haus und seine Aktivitäten und diskutierten hier die brennenden Probleme von Minderheiten, die ähnlich auch in anderen Ländern zu lösen sind.“

„Am Rande der Bemühungen standen bislang die Türken, da sie stark in der Minderheit waren. Erst in den siebziger Jahren hatte der Zustrom aus der Türkei auffallend zugenommen.

1977 erhielten sie im Stadtteil Hüsten einen Gebetsraum. Türkische Kinder haben dort ihren Koran-Unterricht, und freitags beten hier die moslemischen Männer. Es kommen immer mehr türkische Kinder zur Hausaufgabenhilfe. 1979 sind im Raum Arnsberg bereits 627 Türken gemeldet. Dazu haben wir im selben Jahr 947 Italiener, 1133 Portugiesen, 411 Jugoslawen, 238 Griechen und 216 Spanier.“

1979 schaute der Internationale Arbeitskreis auf einen Einsatz von 10 Jahren zurück.

Man zog Bilanz. Was war erreicht worden? ~ Was war zu tun? In fast 20 Jahren nach den ersten Anwerbungen von Gastarbeitern war eine neue Generation herangewachsen. Viele junge Ausländer, schon in Deutschland geboren und zur Schule gegangen, beherrschten die deutsche Sprache besser als die ihres Herkunftslandes. Sie sind gern hier und möchten im Gegensatz zu ihren Eltern in unserem Land bleiben.

Offensichtlich haben viele Gastarbeiter sich ihren Platz in der Gesellschaft erobert. In Wohnung und Kleidung unterscheiden sie sich kaum noch von deutschen Mitbürgern. Sie können sich durchsetzen, und manche von ihnen sprechen bereits im Betriebsrat mit. Es hätte sich so weiter gut entwickelt, wenn nicht die beginnende Arbeitslosigkeit in Deutschland gegen sie gewirkt hätte. Dadurch entstanden neue Konfliktsituationen, indem die öffentliche Meinung sie für die eigene Notlage verantwortlich machen wollte.

Da vor allem auf dem schulischen Sektor noch viele Schwierigkeiten behoben werden mussten, um die Chancengleichheit der ausländischen Jugend mit der deutschen zu erreichen, legte man den Schwerpunkt der Veranstaltungen zum 10. Jahresfest auf diese Probleme. In den Arbeitskreisen Kleinkind, Grund- und Hauptschule und Berufsschule kamen Eltern, Erzieher, Lehrer und Schüler verschiedener Nationen zu Wort. Das Fazit war: Es gibt noch viel zu tun.“

Diesem Bericht habe ich nichts mehr hinzuzufügen.
Herzlichen Dank allen, die sich für die Integration eingesetzt haben und einsetzen.
Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.